

Deutsche Lazarett-Zeitung



Mitteilungen über Unterrichtswesen,
Berufsberatung und Stellenvermittlung
herausgegeben vom

Ausschuß für Volksvorlesungen Frankfurt a. Main

Nr. 11.

15. Januar

1917.

Meine Erlebnisse während des Krieges.

Von Matrose Gottfried Klüber.

St. Sanierungskompanie Wächtersbach bei Selnhausen.
(Vom IV. Preisausschreiben.)

Während des Kriegsausbruchs war ich mit Frau und Kindern auf einem Schiff und lagen im Ruhrorter Hafen. Am ersten Mobilmachungstag hatte mein Schiffmann das Schiff verlassen, um sich zu stellen, auch die nebenliegenden Schiffe waren am folgenden Morgen heerenlos, denn fast alle Schiffe mußten sich stellen, sodas ich fast der einzige Matros war, der mit Frau und Kindern noch das Schiff hätte. Aber auch ich hatte nicht Lust, länger auf dem Schiff zu bleiben. So ging ich am dritten Mobilmachungstag nach Duisburg und wollte mich freiwillig melden, aber als ich in die Straße anlangte, wo das Bezirkskommando war, da stand die ganze Straße voll Männer, so daß ich hätte lange warten müssen, bis ich an die Reihe gekommen war. Aber schon nach zwei Stunden kam ein Schutzmann und sagte laut, alles was freiwillig wäre, sollte heimgenhen, es werden vorläufig keine Freiwillige angenommen. So ging ich wieder an Bord und arbeitete. Am fünften Mobilmachungstag ging ich wieder nach Duisburg um mich zu stellen, aber ich wurde wieder abgewiesen, ich sollte nach Mainz gehen. Ich fuhr noch am selbigen Abend nach Köln und dann nach Mainz, Frau und Kinder zurücklassend.

Als ich in Mainz ankam, wurde ich von der Militärbehörde angehalten. Ich zeigte meinen Paß, aber trotzdem mußte mich ein Soldat nach dem Bezirkskommando begleiten. Dort angekommen, erhielt ich die Weisung zu warten, bis ich Befehl erhalten. So ging ich zu meinen Eltern und Schwiegereltern und blieb den Tag in Mainz.

Am folgenden Morgen fuhr ich nach Duisburg zurück und auf mein Schiff. Da regte es sich aber schon wieder auf manchen Schiffen und einige waren schon auf Strom geschleppt worden. Auch wir bekamen einen Schiffmann wieder und fuhrten dann nach Mainz. In Mainz angelangt, tat ich Frau und Kinder ans Land; sie suchten ihr Heim, welches von meiner Mutter in Ordnung gehalten wurde. Ich selbst blieb noch auf dem Schiff. Wir fuhrten noch einige Reize bergab und auf. Weihnachten feierte ich in Oberwinter und Neujahr am Homberger

Ort bei Duisburg-Ruhrort auf dem Schiff. Ich machte noch eine Reise nach Frankfurt und wieder zurück, dann kam am 6. Februar eine Depesche, daß ich mich am 8. Februar stellen mußte. Ich packte meine Sachen und fuhr einige Stunden später schon nach Mainz.

Es war Sonntag Morgen als ich in Mainz ankam, und ich machte mir mit Frau und Kindern noch einen fröhlichen Tag. Am Montag Morgen halb acht Uhr mußte ich mich stellen. Es war zwölf Uhr als es hieß, wir dürsten heim und mühten um drei Uhr wieder hier im Kasernenhof erscheinen. Um vier Uhr fuhrten mit der Bahn nach Siegen und ich kam zu den 116ern zur Infanterie. Ich freute mich, endlich Soldat zu sein, auch war mir die Ausbildung nicht allzu schwer gefallen, denn ich hatte sehr erfreuliche Stunden gehabt.

Da wurden Schiffbauer, Schlosser und Werkzeugmacher eines Tages gesucht für die Schiffswerft in Danzig. Es hieß, alle die sachkundig in diesem Berufe seien, sollten vortreten. So trat auch ich mit vor als Schiffbauer, ich kam Ende März nach Danzig auf die Schichau-Werft. Dasselbst war ich vier Monate als Schiffbauer tätig. Da kam eines Tages das Gerücht, es geht jetzt gegen Serbien, gegen den Balkan. Wir sagten uns alle, im Balkan hat der Krieg angefangen und der Krieg tut auch damit enden.

Am Abend traf ich meine Freunde und wir stimmten alle überein, uns freiwillig zu melden, aber zu unserm Truppenteil nach Siegen. Und es wurde uns genehmigt. Wir bekamen einen Fahrschein und fuhrten am folgenden Abend nach Siegen, und ein paar Wochen später ging es zur Donau, durch Oesterreich-Ungarn an die serbische Grenze. Das erste Städtchen hieß Semendria, eine kleine Festung. Dieselbe wurde fast dem Erdboden gleichgemacht. Dann ging es drauf und drauf. Die Serben ließen es selten oder garnicht zu einem Handgemenge kommen, was mir sicherlich Spas gemacht hätte. Aber es ging auch so, denn es ging durch Weinberge, in welchen große süße Trauben hingen. Wir nahmen Stellung in Wingerten, und ich dachte garnicht an den Tod oder die gefährliche Lage, mir kam auch nicht der Gedanke an heim, an Frau und Kinder; nur mein Gewehr, der Spaten oder die Trauben waren meine Gedanken. So ging es bis noch einen Tagesmarsch vor Krugjewas, als wir wieder nach endlosem Marsche unser Nachtquartier in einer tiefgelegenen Wiese aufschlugen.

Es war sehr schlechtes Wetter, und es regnete noch immer. Zelte konnten keine aufgeschlagen werden. Wir holten Holz und machten uns Feuer, denn wir waren ja sicher, nicht beobachtet zu werden, da wir in einer Mulde und noch sehr weit vom Feinde entfernt waren. Ich bekam einen Schüttelfrost nach dem andern, denn ich war durch und durch naß, da ich weder Mantel noch Zeltbahn hatte. Nämlich auf einem vorhergehenden Galtmachen, so um die Mittagsstunde, wurde mir Tornister samt Inhalt und Umgebung genommen, während ich austreten ging. Ich stand nun am Lagerfeuer und wärmte mich, da kam mein Gruppenführer zu mir und sagte, eine gute halbe Stunde von hier geht links ein Weg ab, da liegt in der Nähe des Sanitätshäuschens ein toter 168er, mit einem Mantel zugedeckt. Den soll ich mir holen, und ich ging, so müde ich auch war, zurück. Es war stockdunkel, und ich mußte sehr acht geben, damit ich am Wege blieb, denn den Weg selbst konnte ich nicht gehen, da er ganz aufgeweicht und sehr verfahren war. Ich ging über die Felder, wo ich als bis zu den Knien im Schlamm watete und in der Dunkelheit in Löcher fiel, die mit Schlamm und Wasser angefüllt waren. Aber ich fand den Toten und war froh, einen Mantel zu haben. Nach einer halben Stunde war ich wieder am Lager und wärmte mich, aber ich war sehr müde, auch tat mir alles weh. Mein Stuhlgang war nur noch Schleim und Blut und so oft, daß ich bald nicht mehr mitkam, ich merkte, wie ich zusehends abnahm. Das Essen schmeckte nicht mehr, ich hatte nur noch Durst. Aber da gab es nur noch Bachwasser, welches durch den Regen sehr mottelich, sehr schmutzig war. Ich trank es, ohne abzukochen, denn am Feuer konnte einer schlecht dran kommen, und dann hatte ich so Durst, daß ich es auch garnicht abwarten konnte, bis das Wasser kochte. Ich meldete mich dem Arzt und bekam Tropfen. Als ich einigemal beim Arzt war, halfen auch die Tropfen nicht mehr. Ich bekam Magenkrämpfe, und wenn ich mal saß oder lag, so konnte ich kaum noch auf. Aber trotzdem ging ich immer noch in Reih und Glied.

Beim Gefecht vergaß ich alles, denn ich war noch kampfeslustig und wollte doch auch etwas erwerben, ich wurde zuletzt ganz leichtsinnig, mir lag nichts an meinem Leben, ich stellte mich in den stärksten Kugeltregen und wünschte nur den Tod, meldete mich freiwillig zur Erlundung und allen

gefährlichen Wanderungen. Ich fürchtete nichts mehr, ich wollte bloß den Tod. Aber es war keine Kugel für mich gegossen und so mußte ich es aushalten durch das ganze Moravatal bis nach Kragujewag, denn im Moravatal waren wenige Zusammenstöße mit den Serben, wir gingen mal rechts, mal links, aber rechts hatten wir als sehr heftigen Widerstand, den wir aber ohne jegliche Verluste brachen. Nur einige Verwundete hatte unser Bataillon durch das ganze Moravatal. Doch als wir in Kragujewag einmarschieren wollten, da war es noch ringsherum voll serbischer Flüchtlinge. Wir schossen erst auf sie, und die Serben schossen wieder; dann wurde das Feuer eingestellt. Wir machten viele Gefangene, aus dem Dorfe kamen die Bewohner mit weißen Fahnen und weißen Lächern. Als wir in Kragujewag waren, machten wir halt. Links war der serbische Proviant, einige von uns traten aus und holten eine Menge serbisches geräuchertes Fleisch, welches sehr salzig schmeckte. Es hieß antreten, und wir gingen rechts einen schmalen Weg, hinter's Dorf. Wir lochten ab und schlugen Zelte auf. Dann holten wir Heu und Stroh und dachten die Nacht zu übernachten. Aber nach zwei Stunden hieß es wieder fertigmachen und dann umhängen, antreten, linkschwenken, marsch. Und so ging es zurück ins Dorf, am andern Ende wieder hinaus die Straße entlang. Ungefähr rechts vier Kilometer lag ein kleiner Ort, da ging es hin.

Wir schlugen keine Zelte auf, sondern wir schlugen unser Quartier in die Häuser auf, holten Stroh und Heu, schleppten die Stuben, Küchen, Ställe voll und lochten ab und machten es uns bequem. Einige gingen noch requirieren und brachten Fleisch, Hühner, Maiskuchen, Äpfel, Nüsse, Schmalz und verschiedene andere Sachen, sogar wurde in einem Schrank harte Wurst gefunden, die sehr gut schmeckte. Aber mir schmeckte es nicht mehr, durfte es noch so gut sein. Ich hatte nur Durst und war sehr müde und hatte heftige Schmerzen. Es legte sich alles zur Ruhe, es hieß um sieben Uhr morgen früh antreten, da wollte jeder sich ausgeruht haben, denn wer weiß, was uns bevorsteht.

Als alle schon schliefen bekam ich einen heftigen Schmerz im Leibe, mein ganzer Leib knüllte sich zusammen, sodas ich laut schrie, aber meine Kameraden schliefen alle so fest, das sie mich nicht hörten. Bloß ein Gefreiter war auch auf und half mir, rieb den Leib, bis ich Ruhe hatte. Dann legte er sich und schlief. Ich konnte die ganze Nacht nicht einschlafen. Am Morgen ging es weiter, ich raffte alle meine Kräfte zusammen, denn in dem abgelegenen einsamen Nest wollte ich doch nicht liegen bleiben. Aber ich kam nicht weit, denn kaum hatten wir das Dorf verlassen, ging es eine kleine, steile Anhöhe hinauf. Bis dahin ging es ganz gut. Als wir die Anhöhe hinaufstiegen durch einen Hohlweg brach ich unter heftigen Schmerzen zusammen und blieb liegen. Ich war letzter Mann, so blieb ich fast unbemerkt, und die, wo mich sahen, dachten, ich käme wieder nach.

So lag ich nun bis um die Mittagsstunde. Da wurde ich von zwei Serben in ein Haus gebracht und auf ein Lager von Stroh und Maisstroh gelegt, auch nahmen sie mein Gewehr, Patronen und Tornister mit. Da dachte ich, die letzte Stunde hätte geschlagen, da sie als auf mich einredeten, was ich doch nicht verstand, auch war weit und breit kein Soldat mehr zu sehen, und die Serben konnten mit mir machen was sie wollten, denn ich konnte mich kaum rühren, so schwach war ich gewesen. Ich dachte an Frau und Kinder, an Vater, Mutter und Geschwister, ich dachte an die Heimat, an Freunde, an mein Schiff, an alles Liebe daheim. Da wollte ich doch nicht schon sterben, sondern leben, und griff nach der Brusttasche, holte sie hervor, nahm das Bild meiner Frau, meines Kindes, meiner Eltern und küßte es und ich sagte: Leb wohl. Denn zum Schreiben war ich zu schwach, und ich hatte auch Angst vor den Serben, ich dachte jeden Augenblick sie kämen und würden mich töten. Mein Blick war stets an der Tür gerichtet. Da ging die Tür auf, und es kamen die beiden Serben mit einer alten Frau, aber sie tödeten mich nicht. Sie hatten eine hölzerne Schale mit einer süßen Flüssigkeit und gaben sie mir zu trinken.

Ich dachte erst, es wäre Gift, sie wollten mich vergiften, und trank nicht. Aber da kam ich schlecht an, sie hielten mich aufrecht, der eine Serbe hielt mich, der andere gab mir zu trinken. Ob ich wollte oder nicht, ich mußte. Denn ich konnte mich ja nicht wehren, so schwach war ich gewesen. Aber die Flüssigkeit war warm und sehr gut, ich schlief bald ein. Als ich am Abend erwachte hatte ich fast keine Schmerzen, ich bekam wieder zu trinken, und diesmal ordentlich, sodas ich bald wieder einschlief. Ich schlief die ganze Nacht hindurch. Als ich am Morgen erwachte, fühlte ich mich etwas besser, sodas ich mich aufrichten konnte. Es war noch sehr früh, und ich schaute mich in der Stube um. Da lag auf einer Holzpritsche die ganze serbische Familie, zwei Männer, drei Frauen, ein jüngeres und ein älteres Mädchen und ein Junge von etwa acht Jahren. Sie schliefen noch alle fest, auch mir fielen die Augen wieder zu, ich legte mich um, denn ich war noch sehr schwach und fühlte mich noch immer nicht recht wohl, aber ich schlief gleich wieder ein.

Als ich erwachte, war alles ausgeflogen, nur eine alte Frau war bei mir. Sie gab mir Schnaps und ein Stück Maiskuchen, das ich aber nicht aß. Selbst der Schnaps war mir zuwider, aber ich mußte trinken, ob ich wollte oder nicht. Darauf schlief ich wieder ein. Als ich wieder erwachte war es so um die Mittagszeit. Da sah es aber so interessant in der Stube aus, das ich glaubte zu träumen ich war bei den alten Deutschen. In der Mitte Stube lag ein Brett, etwa 40 cm breit und 80 cm lang und etwa 10 cm vom Erdboden entfernt. Darauf stand eine viereckige Pfanne, wie ein Kuchenblech so ähnlich, in welcher alle Sorten Fleisch waren, z. B. Hühner-, Hammel- und anderes Fleisch. Um den Tisch saß die ganze Familie, außer dem Kleinen, der auf einem Hammelfell lag, auf etwa 15 cm hohen Stühlen, die einem dreibeinigen Schusterstuhl ähnlich sahen, bloß noch etwas roher gearbeitet. Sie aßen Maiskuchen und Bratfleisch und tranken Schnaps dazu. Als ich mich regte kamen sie zu mir und gaben mir auch mit. Ich aß nur wenig, fühlte mich aber erquickt und gestärkt, sodas ich mich aufrichtete. Nach dem Essen führten mich die zwei Männer in den Hof, um mein Bedürfnis zu erledigen. Darauf legte ich mich wieder auf mein Lager, abends bekam ich wieder zu essen und zu trinken, worauf ich einschlief.

Als ich am Morgen erwachte war ich so kräftig, das ich allein aufstehen konnte. Ich bedankte mich und wollte gehen, alles zurücklassend. Aber sie ließen mich nicht gehen, ich soll mein Gewehr und Patronen und Zeug mitnehmen, das ich mitbrachte. Sie flehten mich sozusagen an. Da ich kaum mit mir fertig wurde, so konnte ich doch nichts mit-schleppen. Ich ließ mir Kreide geben und schrieb an die Tür: „Sehr gute Leute“, und mit Bleistift auf ein Stück Papier, wie ich von den Leuten gepflegt wurde, das sollten sie vorzeigen; wenn hier Soldaten hinkämen, so hätten sie nichts zu befürchten. Ich mußte mich mit Handbewegung verständigen, gerade wie wenn es Taubstumme wären, da sie meine Sprache so wenig verstanden wie ich die ihre. Als dies in Ordnung gebracht war ging ich meines Weges nach der Krankensammelstelle und ließ mich untersuchen und wurde noch denselben Tag in einen Wagen verladen und nach Kragujewag ins Feldlazarett gebracht.

Es war eine schwierige Fahrt und schon sehr spät, als wir in Kragujewag ankamen. Dasselbst war ich nur drei Tage, dann wurden wir per Bahn nach Semendria transportiert. Als wir kurz vor Balanta plötzlich anhielten, bekam ich so heftige Schmerzen und Magenkrämpfe, sodas ich in Balanta wieder ausgeladen wurde. Dasselbst blieb ich über Nacht in einer Baracke, in welcher deutsche Schwestern waren vom Roten Kreuz. Ich bekam etwas Milch, Tee und Zwieback und zuletzt eine Einspritzung zum Schlafen. Am Morgen wurde ich samt meiner Bahre wieder auf die Bahn gebracht und verladen. Es war Mittag, als wir in Semendria eintrafen. Ein reges Leben war da, Hunderte von Russen, die aufräumten; in der Stadt, an der Bahn und am Wasser waren sie beschäftigt. In Semendria blieben wir 1 1/2 Tag in einem

großen Zelt liegen, dann wurden wir auf Schiffe verladen und es ging stromabwärts etwa vier bis fünf Stunden lang, dann legten wir wieder an. Da stand dicht am Wasser die Bahn, wir wurden gleich vom Schiff in die Bahn verladen, und so ging's nach Deutschland.

Grundzüge der sozialen Versicherung.

Von Landesrat Beck, Cassel.

Die soziale Versicherung hat ihren Ursprung in der gewaltigen wirtschaftlichen Entwicklung Deutschlands, die nach dem Jahre 1870 einsetzte und die unser Vaterland zu einem mächtigen Industriestaat emporwachsen ließ. Die Folge dieses Aufblühens war die Entstehung eines Heeres von Arbeitern, deren Unterstützung und Förderung die freiwillige Fürsorge und die private Wohltätigkeit bald nicht mehr ausreichten. Nur der Staat war noch in stande, den durch Alter, Krankheit oder Unfall erwerbsunfähig gewordenen Arbeiter und seine Familie genügend zu schützen. Aus dieser Erkenntnis heraus erließ der ehrwürdige Kaiser Wilhelm I die berühmte Botschaft vom 17. November 1881, in der er als kaiserliche Pflicht aussprach, dem Vaterlande neue und dauernde Bürgschaften inneren Friedens und den Hilfsbedürftigen größere Sicherheit und Ergiebigkeit des Bestandes, auf den sie Anspruch haben, zu gewähren. Der Schwierigkeit dieser ganz neuartigen Gesetzgebung, von der man damals als von einem „Sprung ins Dunkle“ redete und die uns bis jetzt noch kein Volk der Welt nachgemacht hat, war sich der Kaiser wohl bewußt. Er sagte nämlich weiter in der Botschaft: „Für diese Fürsorge die rechten Mittel und Wege zu finden, ist eine der schwierigsten, aber auch eine der höchsten Aufgaben eines jeden auf der sittlichen Grundlage christlichen Volkslebens ruhenden Gemeinbewusstseins“. Diese Schwierigkeiten wurden aber bald überwunden, und schon in den nächsten Jahren entstand eine ganze Anzahl einzelner Gesetze, die die Versicherung gegen Krankheit, Unfall, Alter und Invalidität regelten. Sie wurden dann mehrfach umgearbeitet und sind jetzt in der Reichsversicherungsordnung einheitlich zusammengefaßt.

Wenn wir nun kurz auf den Inhalt der Reichsversicherungsordnung eingehen, zunächst einige wenige Worte zur Krankenversicherung! Ihr gehören, ganz allgemein gesprochen, sämtliche Arbeiter und ferner diejenigen im Handelsgewerbe, in Handwerks- oder sonstigen gewerblichen Betrieben gegen Entgelt beschäftigten Personen an. Die Arbeiterschaft und die Handwerksgehilfen sind schlechterdings krankensicherungs-pflichtig, die im Handelsgewerbe und in sonstigen Betrieben in gehobener Stellung tätigen Personen nur, wenn sie weniger als 2500 Mk. Gehalt beziehen. Seit Einführung der Reichsversicherungsordnung sind auch die land- und forstwirtschaftlichen Arbeiter, wie das häusliche Gesinde für krankensicherungs-pflichtig erklärt worden.

Innerhalb der Leistungen, die die Versicherten zu beanspruchen haben, unterscheidet das Gesetz Mindest- und Höchstleistungen der Krankenkassen, die Träger der Versicherung sind. Die Mindestleistungen neben Sterbegeld und Wöchnerinnenunterstützungen sind

1. vom Tage der Erkrankung ab freie ärztliche Behandlung, Arzneien, Brillen und sonstigen kleine Heilmittel;
2. im Falle der Erwerbsunfähigkeit vom 3. Tage der Erkrankung an für jeden Tag der Krankheit ein Krankengeld auf die Dauer von 26 Wochen

Daneben kennt das Gesetz noch freiwillige Mehrleistungen. Die wichtigste davon ist die, daß an Stelle häuslicher Behandlung freie Kur und Pflege in einem Krankenhaus gewährt werden kann, und daß in diesem Falle an die Angehörigen